



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

laten vergleiche, so ist er ordentlich eine Erquickung. Wie heißt er doch eigentlich?

Utermöhlen, Tante.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Währungsfrage. Der neueste Erfolg des Herrn von Kardorff zeigt den staunenden Augen, welche Unmassen — wenn auch nicht Silber, so doch Stimmung herausgeschlagen werden können, wenn einflußreiche Männer 15 Jahre lang ein und dieselben Behauptungen allwöchentlich wiederholen. Nicht um die Vinetallisten zu bekehren, sondern bloß um zu zeigen, daß wir in der agrarischen Sturmflut den Kopf oben behalten, wollen auch wir einmal in ein paar kurzen Zeitsätzen wiederholen, was wir bei verschiedenen Gelegenheiten ausführlicher über die Währungsfrage geschrieben haben.

Doppelwährung in dem Sinne, daß beide Edelmetalle Wertmaßstäbe wären, giebt es nicht; von zwei Gütern, deren Werte sich nicht nach einer prästabilirten Harmonie stets parallel verändern, kann immer nur eines Wertmaß sein. Wo beide Metalle neben einander als anerkannte Zahlungsmittel gebraucht werden, ist gewöhnlich das Silber Wertmaß, und das Gold hat ein wechselndes Agio. Dieser Zustand hat keine Unbequemlichkeit, so lange das Wertverhältnis der beiden Metalle nur unbedeutend schwankt, aber er muß sehr unbequem werden bei großen Schwankungen, wo er allen Kauf- und Leihgeschäften den Charakter eines Hazardspiels aufprägt. Es wäre daher äußerst thöricht, ihn im gegenwärtigen Augenblick herbeizuführen, wo der Silberpreis stetig fällt. Wendet man ein, daß die Remonetisierung des Silbers den Preisfall aufhalten würde, so beweist Nordamerika, wo der starke Verbrauch von Münzsilber die Silberproduktion angespornt und den Preisfall verstärkt hat, das Gegenteil. Wendet man ein, nicht das Silber falle, sondern das Gold steige im Preise, wie der Preisfall „aller Waren“ beweise, so widerspricht diese Behauptung den Thatsachen. Das Wertverhältnis zwischen dem Golde und den wichtigsten Massengütern: Grund und Boden, Wohnungsmiete, Schuhwaren, Holz und Holzwaren, Fleisch, Milch und Butter, Eiern, hat sich in den letzten Jahren nicht wesentlich geändert; hie und da sind die Preise dieser Waren sogar aus offenkundigen Ursachen, die mit der Währung nichts zu schaffen haben, ein wenig in die Höhe gegangen. Manche Waren, wie die Gewebe und die Buntpapierfabrikate, werden stetig billiger, weil der Druck einer ungeheuern Konkurrenz zur Verbilligung der Produktion durch Vervollkommen der Maschinerie und äußerste Anspannung der Arbeitskraft zwingt. Das Getreide endlich sinkt im Preise, weil der intensive Anbau im Inlande und der Raubbau in den Agrarstaaten die Getreidemassen stetig vermehrt, während ihnen zugleich die Vervollkommen der Verkehrsanstalten alle Märkte zugänglicher macht. Doch bleibt diese Wirkung immer noch vom Wetter abhängig; daß selbst beim Zusammenwirken jener verbilligenden Ursachen nach schlechten Ernten auch heute noch Teuerungspreise möglich sind, haben wir erst vor drei Jahren gesehen. Also das Wertverhältnis des Goldes zur Gütermasse ist im großen und ganzen unverändert geblieben, demnach

Ist es nicht das Gold, sondern das Silber, dessen Wert sich so bedeutend geändert hat. Absolut unveränderlich ist selbstverständlich auch der Wert des Goldes nicht, absolut unveränderliche Werte giebt es nicht und kann es nicht geben, aber weil sich das Gold vor allen andern Gütern durch die verhältnismäßig größte Wertbeständigkeit auszeichnet, eignet es sich am besten zum Wertmaßstabe.

Und aus welchen Gründen sollen wir uns in das Abenteuer einer Währungsänderung stürzen? Weil unser Tauschmittelvorrat nicht zureichte? Ueber Geldmangel klagen freilich die meisten, aber dieser rührt nur daher, daß sie nicht genug Gelegenheit haben, sich durch lohnende Arbeit Anspruch auf Geld zu verdienen; wer solchen Anspruch hat, der kann ihn jederzeit in Zwanzigmarkstücken verwirklichen. Von dem Zustande, der vor 30 Jahren in Oesterreich herrschte, und der jetzt in Italien herrscht, wo alles Hartgeld verschwindet und man sich mit ungedeckten Zetteln begnügen muß, sind wir weit entfernt. Sollte sich irgendwo Mangel an Scheidemünze bemerklich machen — Klagen darüber haben wir noch nicht vernommen —, so ließe sich dem jederzeit leicht abhelfen. Das Gerede über die „zu kurze Golddecke“ wird man doch hoffentlich nicht aufzuwärmen wagen in einer Zeit, wo in allen Staaten mit geordneten Finanzen darüber geklagt wird, daß keine Nachfrage sei nach dem in den Banken aufgehäuften Golde — in allen Staaten mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, die durch ihre thörichte Silbervermehrung das Gold aus dem Lande getrieben haben. Deutschland hat zur Zeit 800 Millionen in der Reichsbank, 80 Millionen in den Landesbanken, 120 Millionen im Juliusstrome und $1\frac{1}{2}$ Milliarden im Umlaufe.

Oder weil Silberschulden in Gold verzinst und bezahlt werden müssen? Was schadet das? Es kostet heute nicht mehr Arbeit, 15 Zwanzigmarkstücke zu verdienen, als es vor 30 Jahren kostete, 100 Thaler zu verdienen. Den Indiern schadet es, die für dieselben Verbindlichkeiten doppelt soviel Rupien wie vor 30 Jahren nach England schicken müssen, uns schadet es nichts.

Oder weil durch die Verschiedenheit der Währungsverhältnisse dem russischen Roggen der Eingang ins Reich erleichtert würde? Nehmen wir, ohne die unzuverlässigen Berechnungen der Bimetallisten zu prüfen, einmal an, sie hätten Recht damit, daß ein niedriger Rubelfurs diese Wirkung hätte, so wäre dieser doch etwas ganz anderes als eine von der unsrigen verschiedene Währung. Möchten beide Staaten Goldwährung oder beide Staaten Silberwährung haben: solange unsre Finanzen gut, die russischen schlecht sind, wird Rußland ein unterwertiges Papiergeld und werden wir vollwertiges Hart- und Papiergeld haben. Um in dieser Beziehung Gleichheit herzustellen, müssen wir nicht die Währung verändern, sondern entweder durch ein Geschenk von vielen Milliarden die russischen Finanzen saniren, oder unsre eignen Finanzen und damit unsern Kredit verfallen lassen. Bismarck wenigstens wäre für einen solchen Akt der Großmut schwerlich zu haben. Den Abgeordneten zur Währungskonferenz von 1881 trug er auf zu erklären: Deutschland befinde sich verhältnismäßig viel wohler als andre Staaten, er wolle nicht der Narr sein, die Schmerzen Frankreichs, Amerikas und Angloindiens zu heilen. Daß Falschmünzer und Bankrotteure im Verkehr mit ehrlichen und ordentlichen Leuten ein gutes Geschäft machen, ist richtig, aber wer wird daraus die Folgerung ziehen, daß man selbst Falschmünzer und Bankrotteur werden müsse?

Und was versprechen sich die Gutsbesitzer von der Silber- oder Doppelwährung? Einige von ihnen könnten ja vielleicht in der Übergangszeit ein gutes Geschäft machen. Entweder Deutschland führt für das Silber einen Zwangskurs ein, sodaß es doppelt soviel zu gelten hat, als es jetzt wert ist (die Silbermünzen

werden nach der alten Relation 1:15 $\frac{1}{2}$ ausgeprägt), die Silberprägung für Privatrechnung wird, wie die Silbermänner verlangen, freigegeben, und nicht alle Staaten der Welt nehmen diese Währung an. Dann kauft ein Gutsbesitzer, der mit 200 000 Mark verschuldet ist, im Auslande um 100 000 Goldmark Silber, läßt diese zu 200 000 Mark umprägen und bezahlt damit seine Schuld. Da dieses vorteilhafte Geschäft natürlich von Unzähligen gemacht werden würde, und zwar nicht bloß zur Bezahlung von Hypothekenschulden, so würde sehr bald alles deutsche Gold ins Ausland gewandert sein. Oder man ließe den jetzigen Marktpreis des Silbers gelten und prägte nach der Relation 1:35, dann würden, falls auch nur ein einziges Goldwährungsland auf Erden übrig bliebe, die Preise aller Waren bei uns wie in allen Silberwährungsländern auf das doppelte steigen. Es wäre dann zwar, nachdem die Preiserhöhung allgemein durchgeführt wäre, wieder alles wie vorher, nur daß man ein Pfund Münzmetall in der Tasche schleppen müßte, wo jetzt ein Lot genügt, aber es würde Jahre dauern, ehe die Befoldungen, Renten und Arbeitslöhne die Preiserhöhung eingeholt hätten, und in dieser Zeit würden allerdings die Warenverkäufer, in erster Linie die Landwirte, ein sehr gutes Geschäft machen, die untern und mittlern Beamten aber, die kleinen Rentner und die Lohnarbeiter die furchtbarste Not leiden. Was ein solcher Umsturz sonst noch für Schwankungen, Erschütterungen und Gelegenheiten zu wilder Spekulation nach sich ziehen würde, läßt sich nicht im voraus übersehen; eine gewissenhafte Regierung wie die unsrige kann zu so etwas unmöglich die Hand bieten.

Wir nehmen es mit den Worten sehr genau und gebrauchen niemals solche übertreibende Ausdrücke wie Waldfrevel oder Jagdfrevel; aber wenn der Sensationserfolg der Silberleute die Möglichkeit eines praktischen Erfolgs einschloffe, dann würden wir ihre Agitation frevelhaft nennen. Das Währungsgezet ist das einzige unter allen unsern neuern Gesezen, das niemand ein Leid zugefügt hat, und das von allen als Wohlthat empfunden wird. Was war das doch für ein Glend, wenn man vor vierzig Jahren hundert Thaler bekam, zum Teil in schlechten Viergroßengulden, die drei Groschen oder gar nichts galten, und in schadhafte Thalerscheinen irgend eines kleinen „Raubstaates,“ die man, wenn überhaupt, nur mit Verlust los wurde! Heute mag einer so wenig Geld haben, wie er will, er weiß wenigstens immer ganz genau, was er hat. Es ist nichts kleines für die Bürger eines Staates, ein Geld zu haben, das in allen Ländern der Erde für voll genommen wird, sodaß sie damit die Reise um die Welt machen können, ohne Gefahr, irgendwo auch nur einen Pfennig zu verlieren. Zum Glück aber ist die Währungsfrage nicht ein Frevel, sondern nur ein Sport. Der Reichskanzler — das ist der Erfolg — „will mit den verbündeten Regierungen erwägen, ob die aufgetretenen Bedenken kräftig genug sind, uns zu veranlassen, mit andern Regierungen über die Abstellung zu verhandeln.“ Sollten diese Erwägungen zu einer bejahenden Antwort führen, so würde wieder einmal eine internationale Währungskonferenz vorgeschlagen werden und wahrscheinlich auch zustande kommen. Auf dieser müßte endlich einmal ein klar formulirter Antrag zur Abstimmung vorgelegt werden, was, soviel wir wissen, noch auf keiner der bisherigen Konferenzen geschehen ist. Auf diesen Antrag müßten sich die Konferenzmitglieder einigen, und dann müßte er von den Regierungen und Parlamenten aller beteiligten Staaten angenommen werden. Wie man sieht, haben die Silberleute noch ziemlich weit bis zum Ziel. Nebenbei bemerkt: ist es nicht sonderbar, daß dieselben Männer, die in der Handelspolitik für die Autonomie des deutschen Reiches schwärmen, in Geldsachen so international sind?

Die Verdrängung der Juden. In Wien werden in den verschiedenen Vertretungskörpern fast Tag für Tag Schlachten geschlagen zwischen Judenfeinden und Judenfreunden. Die Angreifer gehen mit nicht zu überbietender Urvüchsigkeit und einer Leidenschaft ins Zeug, die sie augenscheinlich öfters verhindert, ihre Waffen mit Ruhe zu prüfen. Der Angeklagte ist ein Jude, das genügt zu seiner Verurteilung — ganz nach dem Muster des Revolutionstribunals. Aber maßhalten können auch die Gegner nicht. Bald stellen sie sich an, als wüßten sie überhaupt nichts von Rassenverschiedenheiten, oder als schide es sich wenigstens nicht, von solchen Dingen zu sprechen, bald fühlt sich der Leser bedrückt durch den Gedanken, daß er dem inferioren arischen Stamm angehört, und ist im Zweifel, ob er Österreich um seinen Reichtum an Musterbürgern beneiden oder ob er es bemitleiden soll, weil diese noch immer die Minderheit der Bevölkerung ausmachen. Viel Sorge macht die häufige Behelligung der Gerichtshöfe durch jüdische Bankrottirer, Fälschmünzer, Einbrecher u. dergl. m., und da soll die Statistik aus der Verlegenheit helfen. Daß die allgemeine Angabe, in der Verbrecherwelt sei das Judentum durch einen niedrigeren Prozentsatz als in der Bevölkerung vertreten, wenig beweist, wenn keine Rücksicht auf die Natur des Verbrechens genommen und auch verschwiegen wird, ob in den Tabellen nach der Nationalität oder dem Bekenntnisse klassifiziert wird, ist klar. Neuestens hat ein Herr Süß (hoffentlich kein Verwandter des einstigen Finanzministers in Württemberg) im niederösterreichischen Landtage wieder verkündigt, daß die Juden 1878 4,54 Prozent der Bevölkerung Österreichs ausgemacht hätten, 1890 4,78 Prozent, die Zahl der Verbrechen unter ihnen aber in demselben Zeitabschnitte von 4,1 auf 3,6 Prozent gesunken sei. Die gegnerische Bemerkung, daß die Hebung der Moral nicht der Volksschulgesetzgebung, sondern namentlich dem Wiedererwachen des christlichen Geistes im Volke zugeschrieben werden müsse, suchte er wenigstens mittelbar zu entkräften, und die Häufigkeit von „Eridasfällen“ bei jüdischen Kaufleuten erklärte er für „natürlich, weil die Juden aus den meisten andern Erwerbszweigen hinausgedrängt wurden.“ Zur Charakteristik dieser dreisten Wiederaufstichung einer längst veralteten Mär wird aus Wien berichtet, daß dort unter 800 Advokaten 500, unter 2000 Ärzten 1100 durch ihre Namen als Juden gekennzeichnet sind, daß kein Berufsweig die Juden ausschließt, daß sie sich aber, wenn sie dem Namen nach ein Gewerbe betreiben, in der That fast ausschließlich mit dem Zwischenhandel befassen. Der Zufall will, daß eben jetzt in Wien eine ausgezeichnete Gesellschaft vor den Gerichtsschranken steht. Der Hauptmann, Nuchem Schapira, erweckt durch seinen Namen heitere Erinnerungen an die „Moabitischen Altkrümer,“ andre Mitglieder erfreuen sich der Vornamen Schlome, Hersch, Munsch, Jessel und ähnlicher. Der Prozeß wird im Pitaval einen ganz besondern Ehrenplatz einnehmen, etwa einen neben dem gegen die ganze Bewohnerchaft des Städtchens Schrimm im Posenschen. Auf den ersten Blick glaubt man es mit Fälschmünzern zu thun zu haben, doch ist das ein Irrtum: die einen haben sich für Banknotenfälscher ausgegeben, ohne es zu sein, die andern haben jenen ihr gutes Geld ausgeliefert, ohne das ersohnte falsche dafür zu erhalten. Ohne Zweifel sind die Unglücklichen beider Kategorien auch aus ehrlichen Erwerbszweigen bößlich „verdrängt“ worden. Verteidigt werden sie von den Doktoren der Rechte Friedmann, Herzberg-Fränkell, Karpeluz, Rosenfeld, Rosner und Schlesinger.

Eine neue Biographie Herders. Unter den großen Trägern unsrer Litteratur, den großen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts hat Herder das
Grenzboten I 1895

eigentümlichste Schicksal gehabt. Ein Erwecker und Bahnbrecher auf mehr als einem Gebiet, eine ideenreiche Natur, deren geistiges Blut durch alle Ädern unsrer Anschauung und Bildung rinnt, ein rastlos arbeitender Geist, den das heißeste Verlangen erfüllte, so tief und lebendig als allseitig zu wirken, ist Herder als Persönlichkeit früher in den Schatten getreten, als seine großen Zeitgenossen. Das Bewußtsein dafür, was er hinterlassen und gefördert hat, ist dem größten Teile derer, die mit seinen Augen sehen, mit seinem Ohr hören gelernt haben, frühzeitig entschwunden. Zwar die Wissenschaft ist beständig gezwungen, sich Herders zu erinnern. Auf ihn blickt, wie sein neuester Biograph sagt, „die Erforschung fast sämtlicher Literaturen, auf ihn blickt die Wissenschaft von der Sprache, auf ihn blickt die Geschichtschreibung, so oft sie vom bloßen Auffassen und Erklären der Dokumente zu universaler Auffassung sich erhebt und den großen Schritt in die Völkerpsychologie wagt. Wo die Theologie historisch arbeitet, wo sie aus den seelischen Erfahrungen des modernen Menschen heraus die religiösen Heilswahrheiten sich anzueignen strebt, hat sie ihn zu nennen. Die allgemeine Kunstgeschichte findet keinen ähnlichen, um die Kunstwerke, besonders der alten Völker, als Zeugnisse ihres Seelenlebens zu deuten. Die Psychologie, die Ästhetik dankt seiner Feinheit und Seelenkunde großes. Es ist kaum möglich, in Kürze alle die Wissenschaften zu nennen, die ihm verpflichtet sind. Nicht als das letzte, vielmehr als das erste, sei nur das noch erwähnt, daß in keiner Seele wie in der seinen die Lieber der Völker erklingen sind.“ Trotz alledem ist das Bewußtsein dieser Verdienste nichts weniger als allgemein.

Diese Ungerechtigkeit ist dadurch gewissermaßen ausgeglichen worden, daß, wie Herder der erste unter den Helden von Weimar gewesen ist, dem (1850) ein ehernes Standbild errichtet wurde, er auch der erste war, der ein klassisches literarisches Denkmal erhielt. Von der großen Biographie von Rudolf Haym: „Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt“ spricht auch Eugen Kühnemann, der Verfasser eines neuen Buches über Herders Leben (München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1895) mit Dank und bewundernder Anerkennung. Wenn sich Kühnemann, dem wir schon einigemal und immer mit literarischen Arbeiten von selbständigem Gedankengehalt und voll scharfer und feiner Kritik, begegnet sind, gleichwohl gedrungen fühlte, eine neue Darstellung von Herders Leben zu unternehmen, so durfte man von vornherein sicher sein, daß er eigne Gesichtspunkte, besondere Zwecke und Ziele haben würde. Das Vorwort sagt ausdrücklich, daß der Verfasser Herder in dem Sinne zu begreifen gesucht habe, daß er nach dem unmittelbaren Verständnis für das schöpferische Arbeiten seines Genius gerungen habe, es betont, daß der Verfasser sein Buch am liebsten in den Händen junger Künstler fähe, „denen es nach ihrer ganzen Anlage Ernst um das Leben ist. Der Künstler will allein die Dinge sehen, wie sie wirklich sind, und Werke schaffen, die das Leben selber sind.“ Der Verfasser meint, daß er für und mit den Künstlern arbeite, wenn er „den Genius in seinem Leiden ihnen als ein Stück Leben, recht wirkliches und echtes Leben schildere. Wir Forscher sollten es alle thun. Denn je mehr wir die Männer nur in literarischen Beziehungen fassen, um so mehr entfernen wir sie von den unbefangenen Menschen unsrer Zeit. Je mehr wir sie unter der Frage des Lebens begreifen, um so höher stehen sie uns.“ Man sieht schon aus diesen Worten, worauf der Verfasser hinaus will. Unbekümmert um literarische und bibliographische Vollständigkeit (obwohl natürlich auf der Höhe der Forschung), beabsichtigt er ein Porträt des großen Denkers und Schriftstellers, in dem keine Falte seiner geheimsten persönlichen Leiden fehlt, und will in der Entwicklungs-

geschichte Herders den Punkt nachweisen, wo dieser seinem eigentlichen innersten Lebensdrange gleichsam untreu geworden ist, und daraus die Tragik seines Lebens erklären. Verstehen wir den Verfasser recht, so erscheint ihm als Herders Geschick und in gewissem Sinne auch als Herders Schuld, daß er sich nicht in den Arbeiten seines geistigen, seines innern, seines wahren Berufs zu isoliren vermocht hat. „Es hatte nie, von frühester Kindheit nicht, sein geistiges Erleben sich ihm als das eine, was noththat, als der einzige Gehalt seines Daseins, gesondert von allem andern. Die äußere Stellung war ihm wichtig von jeher.“ „Ihm war nie heimisch in seinem Thun, immer blieb das dunkle Bewußtsein: mein Leben müßte anders sein, zusammengefaßt in einem Strom, in dem es dahinfließt mit innerer Nothwendigkeit. Es war so viel von der Welt, der Umgebung, von Fremdem an ihm, daß er nur in einem dunkel gehofften andern Zustand sich fühlen konnte als sich selbst. Und so rollte sein Dasein, gleichsam widerwillig von ihm gelitten, fort. Es konnte bei seiner Art nicht anders sein. Aber es ist ein furchtbarer Gedanke, daß bei der ungeheuern Arbeit, die er geleistet, ihm fast nie das Glück ward, sich im Leben zu fühlen, wie es sein mußte nach dem Lebenswillen seiner Persönlichkeit.“ Als diesen wahren Beruf Herders aber sieht Kühnemann nicht den des Dichters und Künstlers an, er täuscht sich nicht über die Grenzen der Anlage des großen An- und Nachempfinders, sondern er meint, daß Herder, wie ihm eine innere Stimme oft und immer wieder gesagt habe, zum Erzieher im größten Sinn und größten Stil berufen gewesen sei. Das Verhängnis, nach dem Herder im letzten Jahrzehnt seines Lebens vereinsamt war und seinem Jugendlehrer Kant wie Goethe und Schiller auf der Höhe ihrer Entwicklung gegenüberstand, erscheint Kühnemann als Nemesis für den Mangel einer einheitlich durchdringenden Kraft in dem Leben seines Helden. Es ist eine Strenge in dieser Auffassung, die uns minder erschrecken würde, wenn sie nicht so bedenklich mißverstanden werden könnte. Die Wucht und ethische Gewalt einer Anschauung, die sich in diesem Lebensbilde immer wieder ausdrückt und in den Sätzen gipfelt: „Groß ist es und des Lebens freudigstes Bekenntnis zu sich selbst, den Umfang und die Tiefe der Gedanken, der Bedürfnisse, der Bedingungen, in denen man seines Lebens eigensten Wert erblickt, im Bewußtsein zu fassen und ohne sie nicht leben zu wollen. Dann ist das Leben That und Wille an jedem Tag. Aber wo die Gedanken in ihrem innersten Kern nicht der Bewußtseinsausdruck der Lebensbedingungen sind, wo Zufall und Umgebung und historische Gewohnheit sie gab, da grenzt eine Existenz sich nicht aus ihrem eignen Kern in bewußtem, eigenstem Leben ab. Da fehlt in dem Leben die sich selber wollende, die aus sich selber sich erneuende Kraft. Dort wächst das Leben als Leben fort, bis es zusammenfällt. Hier ist in jedem Momente des Lebens schon ein Stückchen zehrender Tod“ — diese Wucht und Gewalt wird kein ernster Leser verkennen. Wenn wir vor Augen behalten, daß diesem Maßstabe nur die gewaltigsten und die glücklichsten Menschen gewachsen sind, so ist nichts dagegen zu erinnern, daß bei Anlegung des Maßstabs selbst ein Herder zu kurz kommt. Nur darf sich nicht unter Berufung auf diese Anschauung jeder moderne Größenwahn, der sich seine Gelüste oder Fragen zu tiefen Gedanken, zu Bedürfnissen und Bedingungen umdeutet, in denen er „seines Lebens eigensten Wert erblickt,“ über das Leben und die Lebensarbeit Herders und anderer geistiger Größen erheben, nur darf nicht vergessen werden, daß, wenn hier der Biograph vom „heillosen Auseinandergespanntsein“ des Herderschen Wesens spricht, in dem die Elemente einzeln zerstoßen, dennoch die unermessliche Mehrzahl der Geister von heute kein Recht hat, sich einheitlich, von einer großen Idee er-

griffen und getragen zu fühlen. Das Gericht, das der geistvolle Verfasser über Herder hält, schließt für denkende Leser keine Apologie der heutigen Selbstüberschätzung ein, aber es kann dazu mißbraucht werden. Mancher meint „ganz Leben,“ „in einem zusammengefaßt, das er und nur er selbst ist,“ zu sein, und ist doch nicht wert, Geistern und Männern, die tief, tief unter Herder stehen, die Schuhriemen zu lösen. Am Ende geht die Möglichkeit einer solchen Wirkung seines Buches den Verfasser nichts an, er sagt ganz richtig: „Indem wir prüfen, wie Herders Leben sich in seinen Schriften den Ausdruck bildete, wollen wir zugleich bauen an dem Bestande lebendiger Gedanken, auf die wir unser Leben zu gründen haben. Wenn wir aber bei seinen Mängeln verweilen müssen, vergleichen wir uns nicht mit ihm! Wir legen den strengsten Maßstab an ihn. Nur einem ganz Großen begegnet man so. Wenn er den höchsten Ansprüchen an den Genius nicht genügt, so steht er doch immer noch unvergleichbar hoch über den Durchschnittsmenschen, die wir sind.“ Und vielleicht lernt Kühnemann künftig mit aller Überzeugung von der Allmacht des Genius doch auch das Verhältnis des Genius zu dem laienvollen Glück mehr in Betracht ziehen, als es in diesem „Leben Herders,“ das wir der Beachtung unsrer Leser aufs wärmste empfehlen, zur Zeit geschehen ist.

Eine Mutter über das Abiturientenexamen. Ja, die Schule verdirbt den Charakter! Mit dieser verblüffenden Antwort suchte sich mein Sohn einmal zu entschuldigen, als ich ihn tadelte wegen „eines Versuches, seinen Lehrer zu täuschen,“ wie der technische Ausdruck in der Zensur lautete. Leider hat mich der Verlauf seiner Schuljahre gelehrt, daß der Junge mit seiner Weisheit nicht so ganz Unrecht hatte. Ja, nachdem ich nun mit ihm das „Abiturientenexamen“ durchgemacht habe, möchte ich seinen weisen Ausspruch dahin erweitern: die Schule verdirbt nicht nur den Charakter der Jungen, sondern auch den mancher Eltern. Es ist unglaublich, was man, wenn man freundschaftlich und kameradschaftlich mit seinem Sohne verkehrt, für Dinge zu hören bekommt von „Mogeleien,“ an denen sich die Eltern beteiligen! Über manches, was da im Schulstaate faul ist, ist gewiß schon so viel gesprochen und geschrieben worden, daß es überflüssig ist, immer wieder darauf zurückzukommen. Aber ein paar Worte über die Reifeprüfung, wie sie jetzt nach Einführung der vielgepriesenen Schulreform besteht, mögen mir vergönnt sein.*) Es mag ja mit manchem alten Popsie aufgeräumt worden sein, aber wer sich aus nächster Nähe die Farce, die sich „Abiturientenexamen“ nennt, mit angesehen, der möchte doch bezweifeln, ob man mit all den kleinen Verbesserungen den Kern der Sache getroffen hat. Ältere Herren, die ja gern den Anschein zu erwecken suchen, als hätte man zu ihrer Zeit noch viel mehr verlangt, hört man, sobald über die Anforderung der Schule und der Prüfungen eine Klage laut wird, sagen: Ach was, jetzt habens die Jungen gut, sie brauchen ja nicht einmal mehr den lateinischen Aufsatz zu machen! Aber sollte wirklich der lateinische Aufsatz der Inbegriff aller gewesenen Schwierigkeit sein? Gewiß, für jemand, der auch keinen deutschen Aufsatz zu machen weiß, dem es an eigenen Gedanken und selbständigem Urteil fehlt. Sonst ist nach meiner Ansicht zwischen dem Aufsatz und der jetzt üblichen „Inhaltsangabe“ kein großer Unterschied. Diese Inhalts-

*) Ist es nicht auch ein Zeichen der Zeit, daß uns diese Zeilen von einer Mutter zu gehen? Ein Gymnasialrektor soll kürzlich gesagt haben, er habe es überhaupt nur noch mit Müttern zu thun, Väter bekomme er gar nicht mehr zu sehen. Natürlich, die Väter haben doch keine Zeit, sich um die Ausbildung ihrer Söhne zu kümmern, die müssen ja die Reichstagsverhandlungen lesen! Und an sechs Wochentagen an sieben Vereinssitzungen teilnehmen!

angabe wird ja vielleicht nicht im eigentlichen Examen gemacht, es ist aber jetzt leider Brauch, daß die Lehrer vor Weihnachten so ein kleines „Vorexamen“ zur Ausstellung der „Vorzeugnisse“ anstellen, und wahrscheinlich hat man im Kultusministerium keine Ahnung davon, was für zeit- und kraftraubende Manipulationen angestellt werden, ehe die Lehrer dieses Vorzeugnis ausstellen, auf das nach Aussage der Eingeweihten so viel ankommt. Es kann unmöglich Wunsch und Wille der obersten Behörde sein, daß ein vollständiges Vorexamen veranstaltet wird, anstatt, daß die Lehrer einfach ihr Urteil über die Gesamtleistungen der Schüler abgeben, wozu sie doch nach langjährigem Unterricht, ohne weitere Versuche zu machen, imstande sein sollten. Es gewinnt doch fast den Anschein, als wären die Herren Lehrer nur Sicherheitskommissare und erprobten die Leistungsfähigkeit der Schüler, um zu wissen, wie hoch sie bei der Prüfung ihre Ansprüche stellen dürfen, um sich nicht selbst zu blamieren. Da läßt z. B. der Mathematikus eine Hausarbeit machen, die einem leidlich guten Schüler fünfzig bis sechzig Arbeitsstunden kostet, dann kommt das berüchtigte Extemporale in der Schule, wo die Jungen oft volle fünf Stunden stramm arbeiten müssen. Kein Wunder, wenn sie dann abgetrieben nach Hause kommen und, wie mir von einem Schüler erzählt wurde, selbst nachts im Traume noch weiter rechnen an der nicht gelösten Aufgabe, die vielleicht die Zensur um eine ganze Nummer herabsetzt und Ursache wird, daß sie sich der mündlichen Prüfung unterziehen müssen. Die lateinische „Inhaltsangabe“ beansprucht dann auch wieder einen ganzen Morgen, und die Übersetzungen aus dem Griechischen und dem Französischen zwei weitere. Wenn dann die Weihnachtszensur gut ausfällt, d. h. in jedem Fach ein Genügend aufzuweisen hat, dann fängt, um im Schuljargon zu reden, die „Faulzeit“ für die Herren Primaner an, da gewöhnlich sehr bald nach den Ferien die eigentliche Prüfung ihren Anfang nimmt. Wer sich darunter eine Periode der Angst und der Aufregung vorstellt, der irrt sich gewaltig. Man weiß ja durch das Vorexamen ganz genau, was man von sich erwarten kann; man könnte allerdings Pech haben, aber dagegen schützt man sich durch „Mogeln.“ Dieses Mogeln spielt eine solche Rolle und wird in einem so großartigen Maßstabe betrieben, daß man starr ist vor Staunen, wenn man zufällig etwas davon zu hören bekommt. Da wird mit Schweinsblut operiert, wenn sich die Nase nicht herbeilassen will, zur rechten Zeit zu bluten, man nicht mehr aus und ein weiß und sich notwendig einen „Schmot“ verschaffen muß. Da werden Mogelettel „kalt lächelnd“ als Butterbrotsbeleg verzehrt, wenn Gefahr droht. Die Jünglinge operieren aber nicht allein, sie haben ihre Helfershelfer, und traurig genug ist es, daß sich sogar die Eltern zu solchen Liebesdiensten herbeilassen. Das ist tatsächlich vorgekommen. Da wird der Mühenboden des jüngeren Bruders z. B. zur Aufnahme einer Aufsattdisposition benutzt, die auf diesem Wege zum Vater zur Begutachtung befördert wird. Unglaublich, aber wahr! Will man den Jungen ins Gewissen reden, so heißt: Wo alles mogelt, kann Karl allein nicht ehrlich sein! Und was kann man auch dagegen sagen? Wenn Karl nicht ein Universalgenie ist, kann er eben nicht „glatt durchs Examen kommen.“ Er will doch nicht „ins Mündliche zu steigen haben,“ während Freund P., der bei weitem nicht so gut steht, davon freikommt, nur weil er in dem Fach, wo er Schwächen hat, sich unerlaubte Hilfsmittel zu verschaffen gewußt hat! Die Befreiung vom mündlichen Examen soll ja keine Bevorzugung mehr sein; aber „wenn es auch kein Schaden ist, schade ist es doch,“ sagen die Betreffenden, wenn sie dazubleiben haben, während die Freunde fortgehen können.

Und was hat nun diese mündliche Prüfung für einen Wert? Im Deutschen

kann überhaupt schwer nachgeprüft werden; da kommt es denn vor, daß ein Schüler, der im Deutschen eine 4 hat, glatt durchkommt, wenn der Lehrer wohlwollend genug ist, zu behaupten, daß die mündlichen Leistungen besser seien; während der, der in den alten Sprachen nicht eine „volle 3 geschrieben hat,“ ohne Gnade das mündliche Examen zu machen hat; selbst eine 1 im deutschen Aufsatz, der doch entschieden der beste Maßstab für die geistige Reife ist, kann ihn nicht davor bewahren, und er steht vor der Welt — als der weniger befähigte da, weil er vielleicht, *horribile dictu*, ein paar grammatische Fehler im Lateinischen gemacht hat. Und wie soll er im mündlichen Examen diese fürchterliche Scharte ausweifen, da man ihm doch keine Gelegenheit gegeben hat, noch besonders dafür zu arbeiten? — der Ausfall der schriftlichen Arbeiten wird ja bis zum Prüfungstag als größtes Staatsgeheimnis behandelt. Und doch weiß er im voraus ganz genau, woran er ist, denn die drei oder vier Antworten auf die harmlosen Fragen, die ihnen vielleicht gestellt werden, können doch unmöglich bei den Herren Examinatoren ein andres Urteil hervorrufen. Die Lehrer gestehen auch selbst ein, daß sie so wenig ausschlaggebend sind, daß der Examinand, selbst wenn er die Fragen nicht genügend beantworten sollte, bei übrigens genügenden Leistungen nicht durchfällt. Mit dem besten Willen kann man dann dies mündliche Examen doch nur als Strafe, als eine Art Nachsitz betrachten, und die Jungen sind denn auch klug genug und sagen: „Vange machen gilt nicht.“

Wie viel würde gewonnen sein, wenn das letzte Vierteljahr der Schulzeit noch recht zur Arbeit ausgenutzt werden könnte! So wie die Sache jetzt liegt, bezahlen die Eltern das Schulgeld für das letzte Vierteljahr völlig vergebens. Es liegt doch auf der Hand, daß die Herren Primaner, wenn sie die schriftliche Prüfung hinter sich haben und damit ihr Schicksal besiegelt wissen, zum „Büffeln“ keine Lust mehr haben. Man könnte ja einwenden, sie hätten allmählich ein Alter erreicht, wo sie nicht mehr bloß für die Schule und die Prüfung lernten, sondern fürs Leben. Aber so gescheit sind die jungen Leute auch, daß sie wissen, daß die Fächer, die die Hauptzeit in Anspruch nehmen, für das praktische Leben nicht eben viel Wert haben, daß wenigstens die bis dahin erworbenen Kenntnisse in den alten Sprachen völlig ausreichen für alle, die nicht gerade Philologen werden wollen, ebenso wie die mathematischen für die, die nicht irgend einen technischen Beruf ergreifen wollen. So wird denn versucht, die Zeit bis Ostern totzuschlagen. Wer das Glück hat, einen „verständnisvollen“ Hausarzt zu haben, dem gelingt es vielleicht, sich vom Schulbesuch dispensiren zu lassen, und das ist oft noch das wünschenswerteste. Da kann doch das Haus noch ein klein wenig seine während der Schulzeit zu kurz gekommenen Rechte geltend machen. Der junge Mensch kann vielleicht noch einige Lücken ausfüllen. Es würde ihm z. B. recht nützlich sein, wenn er etwas auf dem Atlas umherreiste, ehe er ins Leben hinausfährt. Wo die Universitätsstädte liegen, die er zu beziehen gedenkt, weiß er ja vielleicht, viel mehr aber nicht. Die zwei englischen und französischen Stunden, die er wöchentlich gehabt hat, haben auch nicht gerade hervorragende Leistungen in den Fächern bewirkt, die doch für das Leben entschieden recht nützlich wären, und die eigentlich heutzutage, wo durch die Verkehrsmittel das Reisen so erleichtert ist, zur allgemeinen Bildung gerechnet werden müßten. Will es das Unglück, daß so ein Jüngling auf seinen Fahrten mit einem Ausländer zusammentrifft, dann kann er sich nur taubstumm stellen, um sich nicht die Blöße zu geben, daß er trotz zwölfjährigem Schulbesuch und all der kosmopolitischen Ideen, die ihm beigebracht worden sind, die Sprache der Nachbarvölker nicht versteht. Die wenigsten haben es ja so weit

gebracht, daß sie mit einiger Leichtigkeit ein französisches oder englisches Buch lesen können.

Und was für ein großartiger Apparat wird nun für die Prüfung in Bewegung gesetzt! Was für Ausgaben würden allein dem Staate erspart werden, wenn die Prüfungskommission zu Hause bliebe! Hat man zu den Herren, die man zu Schuldirektoren beruft, nicht das Zutrauen, daß sie im Verein mit ihren Lehrern über die Schüler, deren Leistungen, die sie doch am besten kennen, ein selbstständiges unparteiisches Gesamturteil abgeben können? Das Einschießen der Arbeiten hat doch kaum einen andern Wert als den der Kontrolle über die Lehrer. In der Prüfungskommission sind doch nicht so viel Fachleute, wie Arbeiten gemacht werden, also werden die Herren sich nicht leicht dazu entschließen, eine von dem Fachlehrer durchgesehene Arbeit anders zu beurteilen.

Ein vom Direktor im Verein mit allen Lehrern ausgestelltes Abgangszeugnis würde gewiß auch seinen Zweck erfüllen, der doch im wesentlichen nur der sein kann, zu bestätigen, daß die jungen Leute die Schule mehr oder weniger gut absolvirt haben.

Glück. Hilty hat seinem Büchlein „Glück“ (Grenzboten 1891, Nr. 23) einen zweiten Teil nachgeschickt (Frauenfeld, J. Huber und Leipzig, J. C. Hinrichs, 1895), der dem ersten ebenbürtig ist. Wir kennen kein neueres Buch, das so originell wäre und doch so tief in das Wesen des Christentums Christi eindringe wie dieses. In der Beurteilung des heutigen l. l. Staatschristentums, sowie des theologischen und kirchlichen Christentums ist Hilty selbstverständlich mit Tolstoi einverstanden, doch wendet er gegen diesen ein, daß er den Weg zu Gott unnötigerweise schwerer mache, als er ist. Die Ansicht, daß die antike Moral für die Jugendberziehung besser taue als die christliche, und daß die Lektüre der alten Klassiker der des Evangeliums voranzugehen habe, wiederholt er im zweiten Teile noch entschiedener als im ersten; die Bekehrung zum Christentum setze einen Bruch in der Seele voraus; die Jugend aber solle ihre Kraft ungebrochen entfalten. Den Vorkämpfern für Bildung und Besitz setzen wir zwei Sprüchlein ins Stammbuch. „Der alte Blumhardt (Hilty nennt diesen unbekannten Dorfpastor den bedeutendsten Mann unsrer Zeit) sagt mit völligem Recht: »Man sieht es jedem Menschen augenblicklich an, wenn er etwas hat. Das Gefühl: ich hab was, giebt dem Menschen einen ungöttlichen Ausdruck.« Die Strafe dafür, daß diese Warnungen [ihr sollt euch keine Schätze sammeln u. s. w.] jetzt in der Christenheit gänzlich dekorativ, bloße, nicht ernstlich gemeinte Predigttexte geworden sind, ist die soziale Frage. Gottes Wort läßt sich eben nicht ungestraft verachten, sondern macht sich geltend auf jeden Fall.“ Und in einer Untersuchung des Wesens der Bildung heißt es u. a.: „Es genügt keineswegs, immer nur von der Hebung der untern Klassen zu sprechen, die vielmehr heutzutage den obern in einzelnen Elementen der Bildung geradezu überlegen sind, sondern das Hauptbedürfnis unsrer jetzigen Zeit ist vielmehr eine starke Wiederveredlung dieser obern Klasse. . . . Die weibliche Bildung ist jetzt zu sehr ästhetisch und befähigt bloß zum Lebensgenuß, nicht zur Arbeit des Lebens. Es ist auch höchst ermutigend für diese Erziehung, daß alle hohen Herren, wenn sie sich nicht ebenbürtig verheiraten, unfehlbar eine Schauspielerin, Sängerin oder Kunstreiterin wählen, niemals eine gebildete Tochter aus bürgerlichen Ständen.“ — Einem zweiten in demselben Verlag erschienenen Schriftchen desselben Verfassers: Lesen und Reden, das nicht ganz auf der Höhe der ersten steht, aber doch auch viel Weisheitsworte enthält, wollen wir nur einen einzigen Ausspruch

entnehmen, und zwar einen, der nicht von Gilty selber stammt, sondern nur zitiert wird: Bücher schreiben sei mit den Hilfsmitteln unsrer Zeit gar keine Kunst; Bücher lesen sei schon schwieriger, Bücher verkaufen aber das größte Kunststück. Gilty ist kein bloßer Schriftsteller, sondern ein Prediger und Prophet, der seinen Leser befehlen will; Gewinn zieht aber jeder aus seinen Schriften, auch der mit dem festen Vorsatz, sich nicht befehlen zu lassen, oder der sich nicht befehlen lassen darf und kann. Wie gern würden wir uns z. B. zu der Praxis befehlen lassen, nichts Unbedeutendes zu lesen, können und dürfen aber nicht!

Litteratur

Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preussischen Staats. Im Auftrage des königlichen Ministeriums der Finanzen und des königlichen Ministeriums für Landwirtschaft, Domänen und Forsten dargestellt von August Meitzen, Dr. phil., kaiserlicher [m.] Geheimer [m.] Regierungsrat a. D., Professor. Fünfter Band. (Nach dem Gebietsumfange der Gegenwart.) Berlin, Paul Parey, 1894.

Die ersten vier Bände des Werkes, die schon vor zwanzig Jahren erschienen sind, beschränkten sich auf den Umfang des Staats vor 1866. Im vorliegenden Bande wird die Beschreibung der alten Provinzen vom Standpunkte der seitdem gewaltig fortgeschrittenen naturwissenschaftlichen Erkenntnis ergänzt und werden die neuen Provinzen einbezogen. Auf eine allgemeine Beschreibung des Staatsgebiets nach Lage, Größe, politischer Einteilung und Territorialgeschichte, worin vor allem die An- und Eingliederung der neuen Provinzen erzählt wird, folgen die Grundsteuer-, Kataster- und Grundbuchverhältnisse dieser neuen Provinzen und deren örtliche Bodenverhältnisse, dann die geologischen, Wasser- und Witterungsverhältnisse des ganzen Staats und die Verbreitung der nutzbaren Mineralien im Staatsgebiete. Selbstverständlich sind die einzelnen Abteilungen von bewährten Fachgelehrten bearbeitet worden. Vielleicht wissen noch nicht alle gebildeten Landwirte, welcher Schatz für sichere Auskunft aller Art ihnen in diesem großartigen Werke zur Verfügung steht. Der fabelhaft billige Preis (15 Mark für einen Quartband von 564 Seiten Text und 317 Seiten Tabellen und Register) ermöglicht auch Privatleuten die Anschaffung. Zwei weitere Bände, von denen der nächste die Bevölkerung, die Besiedlungsweise, die Landeskulturgefetzgebung, sowie die Grundeigentumsverteilung darstellen soll, folgen noch, und ein Atlas mit 20 Karten in Farbendruck wird den Abschluß bilden.

Der Verfasser des Aufsatzes „Journalisteneigenen und Redakteurkammern“ in Heft 6 hatte die Bemerkung gemacht, daß der „Verein der deutschen Zeitungsverleger“ mit seinen Satzungen sehr geheim thue. Der Schriftführer dieses Vereins schickt uns nun ein Exemplar dieser Satzungen, aus dem hervorgeht, daß kein Anlaß ist, sie geheim zu halten, denn sie beschäftigen sich ausschließlich mit der Geschäftsordnung des Vereins und dergleichen; nur der erste Paragraph spricht sich über den Zweck des Vereins — schlecht und recht in Zeitungsdeutsch — aus: Der „Verein deutscher Zeitungsverleger“ bezweckt die Wahrung der beruflichen und gewerblichen Interessen seiner Mitglieder — was hiermit auf Wunsch kundgethan sei.

In dem Aufsatz über die neueste Auflage der Geflügelten Worte im siebenten Hefte sind ein paar Druckfehler übersehen worden. In den lateinischen Sprichwörtern am Schluß muß es natürlich heißen pallio (statt palleo) und: Nescis, quid sorus vesper vehat.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig